



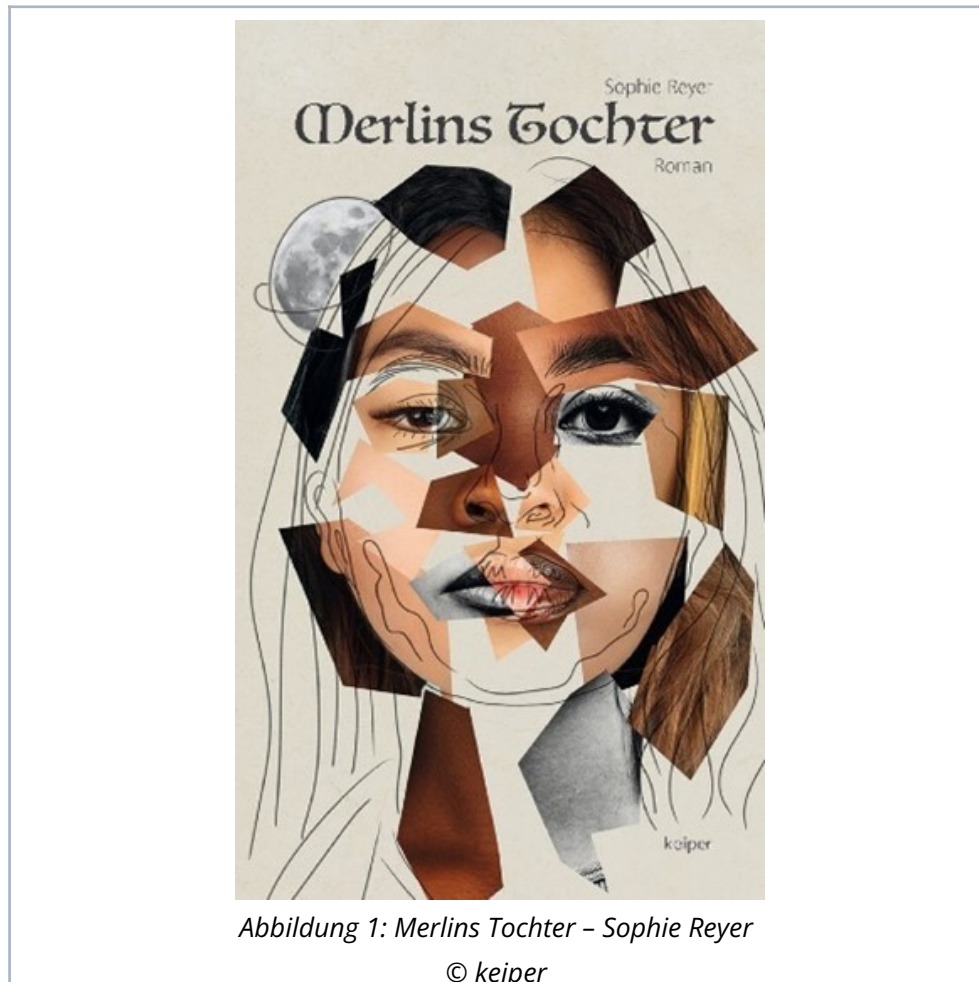
Medienimpulse
ISSN 2307-3187
Jg. 61, Nr. 4, 2023
doi: 10.21243/mi-04-23-03
Lizenz: CC-BY-NC-ND-3.0-AT

Rezension: Merlins Tochter von Sophie Reyer

Johanna Lenhart

In ihrem neuen Roman spürt Sophie Reyer einer traumatischen Kindheit und rettender Imaginationskraft nach. Der vielseitigen Autorin gelingt so ein eindringliches Porträt einer misshandelten Frau, die ihr Schicksal auf überraschende Weise selbst in die Hand nimmt.

In her new novel, Sophie Reyer traces a traumatic childhood and the rescuing power of the imagination. The versatile author succeeds in creating a haunting portrait of an abused woman who takes her fate into her own hands in a surprising way.



Verlag: keiper

Erscheinungsort: Graz

Erscheinungsjahr: 2023

ISBN: 978-3-903322-98-1

Trauma und Traum liegen nicht weit auseinander in Sophie Reyers neuem Roman *Merlins Tochter*. Eine junge Frau, Cornelia, befindet sich in Therapie und soll sich erinnern: „Alles beginnt ir-

gendwie [...] Auch du. Erinnere dich. Du hast eine Geschichte.“ Eine Geschichte, die so traumatisierend war, dass Cornelia als Reaktion darauf bereits als Kind erblindete und was ihr geschehen war, verdrängte. Im Erwachsenenalter sollen die Ereignisse jetzt rekonstruiert werden, um so das Trauma zu überwinden und auch ihre Sehkraft wiederherzustellen. Wo das Trauma ihrer Kindheit herrührt, stellt sich erst langsam heraus, denn Cornelia schaut von jeher nach innen, flüchtet sich in die Imagination. Was sie ‚erinnert‘, sind ihre Tagträume von einer ländlichen Utopie: Sie sieht ihre Großmutter in einer Idylle von Sternen, Äpfel, Brot und sauberer Wäsche – gelegentlich durchsetzt von Unterhaltungen über den Tod und den Glauben oder Geschichten, etwa über den Zauberer Merlin, den die Großmutter erzählend in den erträumten Garten holt: „Besonders gern hatte Merlin die Apfelbäume!“ Was Cornelia als ihre Kindheit erinnert, ist jedoch im wahrsten Sinne des Wortes Utopie, nicht nur ein glücklicher, idealer Ort, sondern auch ein nicht existierender Ort, lediglich die Phantasie von Geborgenheit: „Gewirke ist jedes Bild in ihr, Vorsinnen in sich selbst.“ Viel realer ist, was in ihren falschen Erinnerungen nur im Hintergrund lauert: die Bedrohung eines brutalen Vaters, ein Anhänger der Moon-Sekte.

Zunächst scheint die Therapie Cornelias auch tatsächlich zum Erfolg zu führen. Mithilfe von Hypnosetechniken gelingt es dem Therapeuten nach und nach zu den „echten“, schmerzhaften Erinnerungen durchzudringen und langsam, langsam kehrt auch die Sehkraft Cornelias zurück. Was aber auf ein Happy End zuzusteu-

ern scheint, wird von Reyer jäh unterlaufen, denn auch der Therapeut nutzt das aufgebaute Vertrauensverhältnis zu Cornelia aus und geht eine Beziehung mit der traumatisierten Frau ein.

Diese Erzählung eines weiblichen Traumas fügt sich in das Werk der in verschiedensten Medien und Formaten arbeitenden Sophie Reyer: Immer wieder stehen in ihren Arbeiten Frauen im Mittelpunkt, die mit ihrer Umwelt für ein selbstbestimmtes Sein kämpfen, wie etwa in den Romanen *1431* (2021) über Johanna von Orléans oder *Vevas Wege* (2021) über Veza Canetti. Widerspenstige Frauen sind dann auch Teil der phantasierten Kindheit Cornelias: Die „wilden Frauen“ Katharina, Margaretha und Barbara etwa von denen ihr die Großmutter erzählt. Eine Anspielung, die sowohl auf die christlichen Schutzpatroninnen, als auch auf die drei Bethen, die vorchristliche Triade von Erd-, Mond- und Sonnenmutter verweist. Aus welcher Tradition sie auch kommen, sind sie stets mächtige Frauen, Göttinnen oder Heilige, die besonders Kindern und Frauen ihren Schutz bieten, und bei Reyer eine Form der alternativen Zugehörigkeit abseits des gewalttätigen Vaters bieten.

Diese alternative Welt der Imagination zwischen der Großmutter und ihren Erzählungen begreift Cornelia im Laufe von *Merlins Tochter* nicht als Flucht, sondern als widerständiges Verweigern. Entsprechend entscheidet sie sich schließlich auch gegen die Heilung, das Sehen. Die Blindheit ist nicht länger Manko, sondern Ausdruck von Entscheidungsmacht. Cornelia hat den Ort, an dem

sie existieren will, in ihrer Imagination gefunden, auch wenn das heißt, die Realität aufzugeben:

„Ich will den Blick ab jetzt nur noch auf das, was ich liebe, richten!“,
wispert Cornelia leise. „Auf die Großmutter. Und auf die Musik. Die
Welt singt doch, ehrlich. Das soll mir genügen!“

Auch wenn der Roman gelegentlich etwas eilig wirkt, überzeugen besonders die Passagen, die die Imaginationen Cornelias in einem naiv kindlich fragenden Tonfall schildern und die verrästelten Erzählungen und Erklärungen der herbeiphantasierten Großmutter. Reyer gelingt es so, ein eindringliches Bild einer traumatisierten aber am Ende doch selbstmächtigen Frau zu zeichnen, deren Imagination zu einem bewusst gewählten, alternativen Ort wird, der eine Existenz möglich macht.